

2005 war ein „starkes“ Jahr für die katholische Kirche, zumindest in ihrer Außenwahrnehmung. Die säkularen Massenmedien – allen voran die Fernseh-Netzwerke – interessierten sich wie lange nicht mehr für sie. Bilder wecken Emotionen, Bilder erschüttern die Welt. Auch in religiösen Dingen. So war das Sterben von Johannes Paul II. auch ein Medienereignis, in dem sich Trauer und Anteilnahme von Abermillionen Ausdruck verschafften, das aber zugleich die Gefühle der Menschen nahezu hysterisch aufladen, ja sogar Züge eines Papalismus reanimieren konnte. Ähnlich wurde die Wahl des neuen Papstes über Satellit und Internet zu einem kosmopolitischen Ereignis inszeniert. Dazu kam das internationale Jugendtreffen in Köln. „Ist denn die ganze Welt katholisch geworden?“, fragten manche Zeitbeobachter. Etliche spekulierten, ob das alles ein Signal für die Wiederentdeckung des christlichen Glaubens sei.

Andere blieben und bleiben skeptisch. Vom Massenparty-Event Papst zum Massenparty-Event WM zum Massenparty-Event Love-Parade und wieder zum Massenparty-Event Papst, demnächst in Bayern? Die Kirche tue gut daran, selber nicht leichtgläubig zu werden und ihrem bewährten biblischen Mißtrauen gegenüber jubelnden Hosianna-Mengen treu zu bleiben. Der Philosoph Rüdiger Safranski dämpfte bereits im letzten Jahr allzu euphorische Erwartungen: „Der Papst hatte eine revolutionierende Wirkung nach außen, im Innern der Kirche wird noch eine Menge passieren müssen. Ich glaube, daß es bei uns in den industrialisierten Zonen keine Steigerung des Glaubens selbst geben wird. Was aber zunimmt, ist der Wille zum Glauben. Das Publikum verspürt bei der Begegnung von Mystik und Medien immer mehr den Wunsch: Wie schön wäre es zu glauben. Was nicht drinnen stattfindet, findet wenigstens draußen statt. Man könnte das auch ein konsumistisches Verhältnis zum Glauben nennen.“ Das schließt nicht aus, daß sich die Menschen da und dort an die „Kraft einer authentischen Religion“, wie Safranski sie nennt, erinnern. Eine solche authentische Religion macht „unser Verhältnis zum Leben geräumiger, geheimnisvoller“. Sie weist darauf hin, „daß wir das Ungeheure des Lebens nicht zureichend erfassen können“. Dagegen machen – so der Philosoph – „Pseudoreligionen“ die Welt eng. Man sollte „sich öffnen und die Möglichkeit der Transzendenz nicht verraten“.

### **Wer ist der „Klinsmann“ der Transzendenz?**

Welche Rolle spielen dabei die Kirchen? Wie öffnen sie Transzendenz inmitten ihrer ureigenen Krisensituation? Salopp gefragt: Wer ist der „Klinsmann“ des Glaubens, der durch unkonventionelle Methoden und Sichtweisen womöglich doch gewisse kirchliche „Formverbesserungen“ in die Wege leitet? Manchmal braucht es unbequeme Anstöße von außen, um sich zur Gewissenserforschung durchzuringen. Für die evangelische Kirche war es zweifellos das etwas ungemütliche „Papstjahr“, das den Blick der Öffentlichkeit von ihr weglenkte und da und dort wohl ein paar Minderwertigkeitsgefühle weckte, ein bißchen Neid, ein bißchen Frustration. Auch das könnte die Sehnsucht nach mehr „Profil“ genährt haben, von dem gegenwärtig allenthalben die Rede ist. Der evangelisch getaufte Safranski hat ohne Rücksicht auf politisch-ökumenische Korrektheit sogar einen Stachel zusätzlich in die Wunde gebohrt, als er (im „Spiegel“) provozierend behauptete: „Für uns Zaungäste hat der Traditionalismus etwas Verführerisches. Die Evangelischen haben es mit den Reformen

dahin gebracht, aus der Kirche eine prosaische Sozialagentur zu machen. Ich möchte nicht, daß die katholische Kirche zu einer von 350 evangelischen Sekten wird.“

Solche Aussagen enthalten Zündstoff, freilich für Christen jedweder Tradition. Sie können Anlaß sein, sich konfessionsübergreifend den ungemütlichen Fakten zu stellen und auszuleuchten, wohin man in Zukunft gehen möchte, welche Reformen möglich, welche notwendig sind. Die evangelische Kirche hat das in struktureller Hinsicht gerade getan, mit einem Impulspapier, das sich „Kirche der Freiheit“ nennt und die Diskussion eröffnen möchte über Perspektiven im 21. Jahrhundert. Nach Meinung des Rates der EKD, der den Text veranlaßt hat, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Weitermachen wie bisher – und damit faktisch untergehen. Oder aber dem Trend entgegenzusteuern versuchen. Die Hochrechnungen sind bedrohlich: Wenn die Dinge so weitertreiben, würden bereits bis 2030 die Mitglieder der evangelischen Kirche in Deutschland von momentan rund 26 Millionen um ein Drittel auf etwa 17 Millionen abschmelzen. Das Durchschnittsalter der Gläubigen stiege in Westdeutschland von 44 auf 50 Jahre, in Ostdeutschland sogar auf mehr als 55. Die Über-Sechzigjährigen würden dann 42 Prozent stellen. Das heißt: Die Kirche wird alt und älter. Das Dokument bestätigt den Augenschein: Seit den neunziger Jahren hat sich die Erosion nochmals dramatisch beschleunigt. Die Taufen gingen seit 1991 um ein weiteres Viertel zurück, die kirchlichen Trauungen haben sich fast halbiert. „Mit einer durchschnittlichen Gottesdienstbeteiligung von etwa vier Prozent können sich die evangelischen Kirchen in Deutschland nicht abfinden.“ Selbst von den Kirchenmitgliedern beteiligt sich nur noch ein geringer Teil am religiösen Leben. Eine „generative Entkirchlichung“ sei zu beobachten. Von Generation zu Generation wird die Kirchenbindung schwächer und schwächer. „Religiöses Analphabetentum“: „Schwerer noch als die rein inhaltlichen Wissenslücken wiegt dabei das Fehlen christlich-religiöser Erfahrungen – und die Haltung der Indifferenz, die trotz der eigenen Unkenntnis vom christlichen Glauben nichts Neues erwartet.“ Zwar sucht man Sinn fürs Leben. Den aber fernab des Christentums. In der katholischen Kirche mag von den Zahlen her die Ausgangslage noch günstiger sein, die Erosion aber ist praktisch in allen Pfarreien und Bistümern vergleichbar. In den ländlichen Regionen und einst geschlossenen Milieus spürt man das jetzt besonders.

### **Megatrend oder Pfeifen im Walde?**

Dem negativen Befund hält das Impulspapier positive Beobachtungen entgegen: Zeitgleich gebe es auch wieder ein neues Interesse für religiöse Fragen, allerdings nur in vorwiegend hochgebildeten kleinen Minderheiten. Manche Zukunftsforscher sagten eine „Respiritualisierung als gesellschaftlichen Megatrend“ voraus. In den Massenmedien, in Hollywood-Filmen, in der Theaterlandschaft wie in den bildenden Künsten komme Religion verstärkt vor. „Es ist nicht mehr peinlich, nach Gott zu fragen, nach Sinn zu suchen, über Halt und Heimat zu diskutieren – also existentiell nach dem zu fragen, was größer ist als das Kaufbare, Machbare und Gestaltbare.“ Sind diese Hoffnungen nur ein Strohalm? Ist das Deuten vermeintlich positiver Zeichen nichts anderes als nur ein Pfeifen im Walde? Macht man sich etwas vor? Ob der Trend wirklich abzuwenden ist, weiß – wenn man ehrlich ist – momentan niemand. Dennoch kann pures Abwarten nur verhängnisvoll sein.

### **Evangelische Profilierung und ökumenisches Profil**

Zunächst einmal legt das Dokument Wert darauf, das evangelische Profil zu schärfen. Man möchte dies nicht als Abkapselung oder gar als Neokonfessionalismus

mißverstanden wissen, sondern als Besinnung auf eigene Qualitäten: „eingebettet in das Konzept einer Kirche der Freiheit im 21. Jahrhundert, die offen und einladend, weltverantwortlich und kulturorientiert ist“. Betont wird die Unmittelbarkeit eines jeden Menschen gegenüber der Gnade Gottes. Relativiert wird demgegenüber alles Strukturelle, Hierarchische, Heilsmittlerische der Kirche. „Weil der Grund des Vertrauens und Glaubens und damit auch der Grund der Gemeinschaft der Christinnen und Christen im unverfügbaren Wirken des Geistes Gottes in den ebenso unverfügbaren Herzen der Menschen liegt, gibt es Grenzen der Sichtbarkeit und direkten empirischen Erfäßbarkeit der Kirche. Die Kirche im Singular wird nach evangelischem Verständnis immer verborgen bleiben. Als sichtbare äußere Kennzeichen der Einheit genügen die Verkündigung des Evangeliums und die Feier der Sakramente. Es gibt keine mit Heiligkeit versehene äußere Ordnung der Kirchen, keine unveränderbare Hierarchie. In der äußeren Gestalt der Kirche sollen sich ihr Geist und ihr Auftrag widerspiegeln; andererseits dürfen Organisationsfragen als solche nicht dogmatisch überhöht werden, sondern sind für unterschiedliche Gestaltungen offen.“

Gewiß kann man aus katholischer oder orthodoxer Sicht fragen, ob jeder Zungenschlag zugunsten evangelischer „Profilierung“ dem Stand der Ökumene entspricht, den man schon einmal erreicht hatte. Bei manchen Passagen hat man den Eindruck, daß hier – unabhängig von früheren theologischen Annäherungen und Übereinstimmungen – neuere Enttäuschungen und Verletzungen den Ton angeben. Wie auch immer: Jenseits der „pieksigen“ Sätze sollte man die Zwischentöne nicht ignorieren, die für die gemeinsame christliche Zukunft bedeutsam sind.

### **Der Pfarrer soll kein „Bezirkspapst“ sein**

Zunächst einmal ist interessant, wie die Trennung der evangelischen Christenheit untereinander und die Zersplitterung in Landeskirchentümer offenbar zunehmend als belastend und religiös nachteilig empfunden wird. Der Text erwähnt mehrfach, wie wichtig es sei, dass sich eine gesamt-evangelische Identität entwickelt. Zwar wird der Begriff „Einheit“ gemieden, um nicht zu sehr einem katholischen Kirchenmodell nahezukommen, aber der Sache nach ist die Forderung nach mehr Gemeinsamkeit und Gemeinschaftlichkeit erhoben. Die Rede ist vom „Verbund“ der evangelischen Landeskirchen. Die Gläubigen suchten „geistliche Zugehörigkeit in der evangelischen Kirche als solcher; sie wollen nicht zuerst Gemeindeglieder oder Landeskirchenkinder sein, sondern evangelische Christen.“ Ziel müsse daher ein „gemeinsames Kirchenbewußtsein“ sein. Beklagt wird eine „bedauerliche Neigung zum Separatismus“. Es gebe ein ungutes Kirchturmdenken. Mancher Pfarrer fühle sich wie ein „Bezirkspapst“.

Angestrebt wird eine aktivere Beteiligung am Glaubensleben. Konkret soll der sonntägliche Gottesdienstbesuch bis zum Jahr 2030 von vier auf zehn Prozent gesteigert werden. Alle Kinder, deren Eltern evangelisch sind, sollten auch getauft werden. Bei den Eheschließungen möchte man ebenfalls hundert Prozent erreichen, wenn beide Partner evangelisch sind. Solche Erwartungen mögen gegenwärtig illusorisch wirken. Doch ohne ernsthaften Willen, den Trend umzukehren, endet man in Resignation.

Reicht aber die Psycho-Willensoffensive eines „Klinsmann“ im kirchlichen Bereich? Jedenfalls brauche es eine „Qualitätsoffensive“, meinen die Autoren. Dazu rechnen sie an erster Stelle ein lebendiges geistliches Leben. Man müsse bedenken, daß sich die Menschen mit mobilen Lebensgewohnheiten auch kirchlich nicht zwangsläufig an die

Wohnorts-Gemeinde binden. Daneben sollten besondere Gemeinden mit bestimmten Frömmigkeitsprofilen geschaffen werden, ob Citykirchen, Jugendkirchen, Kirchenmusikkirchen (...) Das Impulspapier schlägt vor, den Anteil sogenannter Profildgemeinden oder auch Netzwerkgemeinden, wo Menschen aufgrund bestimmter anspruchsvoller spiritueller Interessen zusammenkommen, auf etwa die Hälfte aller Gemeinden zu erhöhen. Vorbildlich erwähnt werden klosterähnliche Gemeinschaften, „Kloster auf Zeit“. Kommunitäten, die das Stundengebet pflegen, seien ein „Schatz der evangelischen Kirche“.

Ein eigenes Kapitel befaßt sich mit dem Pfarrerberuf. Neben der theologischen wird die spirituelle Kompetenz herausgestellt. Auch der evangelische Pfarrer sei nicht einfach hin ein Amtmann, ein zur Verkündigung bestellter Kirchenmann, der die Seelsorge – Verkündigung und Sakramente – verwaltet, sondern in bevorzugter Weise „Geistlicher“: „Das geistliche Leben – allein wie in Gemeinschaft mit anderen – wird den Pfarrberuf in Zukunft deutlicher prägen.“ In diesem Zusammenhang beachtenswert sind zwei Beiträge der Zeitschrift „Zeitzeichen“ (Juli): Zwar habe aus evangelischer Perspektive das „Priestertum aller Gläubigen“ Vorrang. Doch beim Pfarrer zeige sich: Er sei in seinem Dienst noch einmal „anders als die Anderen“ – so die Überschrift. Rückblickend wird darauf hingewiesen, dass der Beruf des evangelischen Pfarrers immer Moden unterworfen war. Mal sollte er bevorzugt bürgerlicher Gelehrter und geschulter Redner sein, Protagonist eines konservativen Bürgertums, dann politischer Widerstandskämpfer, später Sozialarbeiter, Psychotherapeut, schließlich gemäß dem Bedürfnis des Medienzeitalters Unterhalter und Kommunikator. Inzwischen lerne man wieder zu erkennen, wie wichtig es ist, dass Pfarrerinnen und Pfarrer schlichtweg „Mystagogen“ sind, Frauen und Männer Gottes, die einführen ins Geheimnis Gottes, das sich in Jesus Christus zeigt. Die Geistlichen sollten zwar nicht abgesondert leben, durchaus aber in einem positiven Sinne wieder verstärkt „ausgesondert“. „Wie soll ein Mensch denn einen anderen auf dem Weg zum Heiligen begleiten, wenn er nicht selber den Weg dahin kennt und geht? Die Gesellschaft erwartet längst nicht mehr, dass Christinnen und Christen wie alle anderen sein sollten. Sie sollten vielmehr erkennbar sein und Alternativen zu den gängigen Lebensstilen bieten.“ In einem weiteren „Zeitzeichen“-Beitrag wird, wie auch im Impulspapier der EKD, sogar dafür plädiert, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in der Öffentlichkeit wieder durch eine besondere Kleidung erkennbar und so ansprechbar sind.

Natürlich rechnet die EKD realistisch damit, dass trotz aller seelsorglichen Anstrengungen die Zahl der Kirchenmitglieder erheblich sinkt. Das heißt: Es wird auch deutlich weniger Pfarrerinnen und Pfarrer geben, allein schon, weil man so viele wie momentan nicht mehr bezahlen kann. Zudem sollen aus Sparsamkeitsgründen die aktuell 23 Landeskirchen auf acht bis zwölf zusammengelegt werden. Das ist ein besonders heikler Punkt, weil er spirituelle Heimatgefühle berührt – aber auch das evangelische Kirchenverständnis. So entzündete sich daran bereits die heftigste Kritik, vor allem aus kleinen Landeskirchen. Die regionale Verwurzelung dürfe nicht zugunsten der Zugehörigkeit zu einer „zentralgesteuerten Großkirche“ preisgegeben werden, hieß es zum Beispiel aus Anhalt. Andere sprachen von einem Souveränitätsverlust und einem „römisch-katholischen Zentralismus“, wenn – wie ebenfalls vorgeschlagen – Führungs-, Verwaltungs- und Studienaufgaben an die EKD delegiert beziehungsweise dort konzentriert werden, wie es mit der Errichtung von „Kompetenzzentren“ vorgesehen ist, die als Dienstleister für die Landeskirchen Kräfte

bündeln. Das Impulspapier hofft jedoch, dass gewisse Verlufterfahrungen durch einen erheblich größeren Gewinn an Identität aufgefangen werden.

### **Womöglich hat Christentum gar keinen „Markt“**

Das Dokument, das in den nächsten Monaten umfassend diskutiert werden soll, kann natürlich nur in struktureller Hinsicht Akzente setzen und darüber hinaus vage Wünsche äußern. Es will „Zielvereinbarungen“ unter den kirchlichen Mitarbeitern anregen, wie sie in der Allerweltswelt der Unternehmensberatung heute gang und gebe sind. Von ihnen erwartet man manchmal gerade zu guruhaft das Heil in vielfältigen Nöten. Auch die Kirche tut gut daran, gegenüber der oftmals recht abstrakten frohen Kunde der dafür bezahlten Berater skeptisch zu bleiben. Eine Glaubensgemeinschaft ist eben doch noch einmal etwas anderes als ein Wirtschaftsunternehmen, wo so mancher teuer eingekaufte Consulting-Tip ebenfalls nicht funktioniert. Im Christsein verwirklichen sich noch andere „Kompetenzen“ als jene, die „marktgängig“ sind. Vielleicht gibt es für ein anstößiges, anti-bürgerliches, widerborstiges Christentum, das an Gott zweifelt, um Gott ringt und auf Gott hofft, in einer ansonsten stromlinienförmig operierenden Marktkultur überhaupt keinen „Markt“. Jesus selber war jedenfalls offenbar nicht sehr marktkonform, wie seine Kreuzigung zeigt. Und die frühen Märtyrer sowie weiteren Blutzegen und Zeugen, darunter die Mystiker, waren es auch nicht, zu ihrer Zeit jedenfalls nicht.

Trotzdem soll sich die Kirche anstrengen, sie soll die Dinge nicht schleifen lassen. Alle Christinnen und Christen haben sich um die Zukunft ihres Glaubens zu sorgen. Wir brauchen da sehr wohl eine Agenda Zwanzig-Dreißig. Dazu gehört ein innovatives Theologietreiben im Horizont neuer Welterfahrung. Zum Kern der Glaubenskrise im Kern der Entmythologisierung sagt das evangelische Impulspapier leider nichts. Und auch nichts darüber, wie sich Theologie reformieren muß, um wieder Relevanz für Vernunft und Glauben zu gewinnen. Zwischen Anpassung und Unangepaßtheit, zwischen Achtsamkeit auf die Zeichen der Zeit und heiliger Widerspenstigkeit vibriert das ernsthafte religiöse Leben, einst wie jetzt. Das Andere des Christseins – evangelisch, katholisch, orthodox (...) – macht den entscheidenden Mehrwert aus, im Jahr 2030 genauso wie 2030 Jahre zuvor. Geist, Geist und nochmals Geist. Heiliger Geist! Das heißt: Neugier auf Transzendenz, Öffnung für Transzendenz. Alle Kirchenstrukturereformen haben dem zu dienen.